

# Kein Bindestrich, bitte

Meine Wut über Nachlässigkeit, vor allem aber über das verlorene Gehör

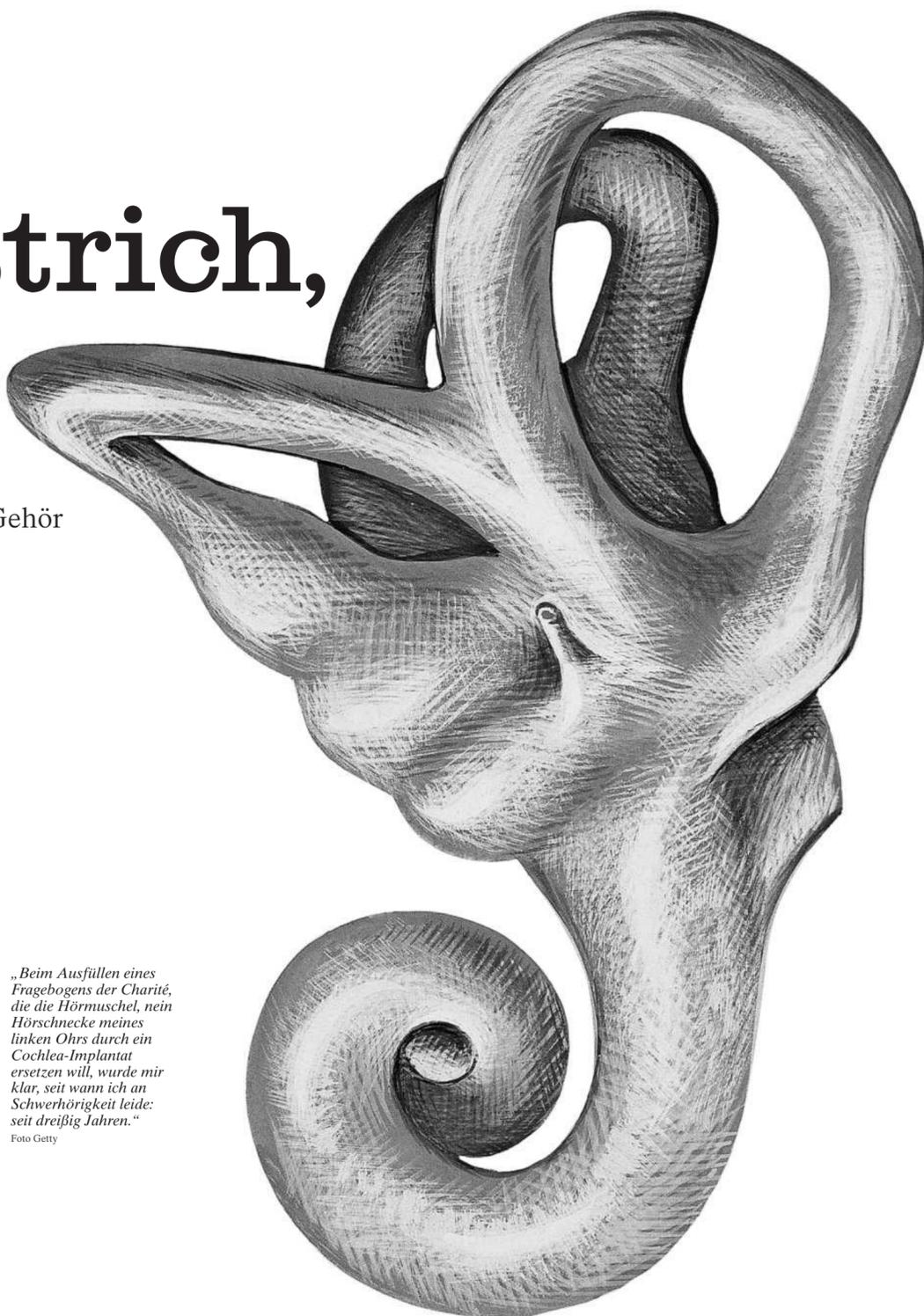
Von Hans Christoph Buch

Am 20. April 1944, Adolf Hitlers fünfundfünfzigstem Geburtstag, meldete der „Wetzlarer Anzeiger“ unter der Überschrift „Des Lebens Auf und Ab“ die Geburt eines Sohnes von Syndikus Dr. Friedrich Buch und seiner Ehefrau Ruth Simon-Weidner, der auf den Namen Hans Christoph getauft wurde. Seitdem heiße ich Hans Christoph Buch, ohne Bindestrich, wie es bis in die Sechzigerjahre hinein Usus war, als männliche Nachkommen noch mit Hans beginnende Doppelnamen trugen wie Hans Joachim, Hans Ulrich und so fort. Damals kam niemand auf die Idee, doppelte Vornamen mit Bindestrichen zu versehen, wie es heute ähnlich wie in Frankreich auch hierzulande üblich ist. Wann immer ich in Ämtern und Behörden, auf der Bank oder Post ein Formular ausfüllen muss, wird Hans-Christoph mit Bindestrich geschrieben, und ich kämpfe vergeblich dagegen an, dass in Zeitungen, Zeitschriften, ja sogar auf Buchumschlägen mein Name verhunzt, in entstellter Form erscheint.

Ich habe keine Ahnung, woher diese Unsitte stammt, vermute aber, dass sie mit dem Siegeszug von Computern und Laptops zusammenhängt, und war nicht überrascht, auf Websites, wo ich mich und meine Arbeit vorstellte, meinen Namen falsch geschrieben zu sehen. Das wiederum fiel zeitlich zusammen mit dem Beginn meiner Schwerhörigkeit, sodass ich mich im gleichen Atemzug als Modernisierungsgewinner und Verlierer fühlte: ein doppeltes Dilemma, das der Bindestrich zwischen Hans und Christoph zum Ausdruck bringt.

Der Bindestrich, nicht zu verwechseln mit dem Gedankenstrich, wird in telefonischer Kommunikation als minus bezeichnet, Hans minus Christoph, und das ist kein Zufall, denn die Schwerhörigkeit begann zeitgleich mit meinem Austritt aus der Kirche, als Strafe Gottes, den ich mir, mit oder ohne Bart, als glücklichen Menschen vorstelle im Sinne von Camus' „Mythos des Sisyphus“ – oder muss es „Sisyphos“ heißen? Laut Duden sind beide Schreibweisen erlaubt.

Der alte Herr, wenn es ihn denn gibt, ist wie Sisyphus mit Belohnen und Strafen beschäftigt nach dem Motto: Gott gab den Europäern die Uhr und den Afrikanern die Zeit – was vorteilhafter ist, mag der Leser entscheiden. In seiner Freizeit bestraft er sich selbst, indem er einen Felbrocken namens Menschheit einen Berg heraufwältzt, von wo dieser, oben angelangt, wie-



„Beim Ausfüllen eines Fragebogens der Charité, die die Hörmuschel, nein Hörschnecke meines linken Ohrs durch ein Cochlea-Implantat ersetzen will, wurde mir klar, seit wann ich an Schwerhörigkeit leide: seit dreißig Jahren.“

Foto Getty

der ins Tal hinabrollt, aufgrund der Schwerkraft, die nicht Gott, sondern der Teufel erfunden hat, auch Satan oder Gotteseibeiuns genannt. Ende der Gotteslästerung!

Erst beim Ausfüllen eines Fragebogens der Charité, die die Hörmuschel, nein Hörschnecke meines linken Ohrs durch ein Cochlea-Implantat ersetzen will, wurde mir klar, seit wann ich an Schwerhörigkeit leide: Dreißig Jahre ist es her, dass ich als *writer in residence* in Austin, Texas, die Fragen der Studenten nicht mehr verstand, die als Zeichen des Respekts, wie in Amerika üblich, besonders leise sprachen – laut zu sprechen oder gar zu schreien galt als unhöflich und war nur Samurai-Rittern und SS-Männern erlaubt. Wie bitte? Erst als ich trotz mehrfacher Nachfrage die Antwort nicht verstand, wurde mir

klar, dass etwas nicht stimmte mit mir, doch Jahre vergingen, bis ich mich dazu überwand, einen Akustiker aufzusuchen, der unter signierten Fotos dankbarer Kunden am Schreibtisch saß und mir nach langem Hin und Her ein Hörgerät verschrieb, dessen Kosten die Krankenkasse nur zur Hälfte übernahm.

Als ich mit den damals noch unförmigen Knöpfen im Ohr auf die Straße trat, rollte ein Kettenpanzer an mir vorbei, der den Asphalt vibrieren ließ und sich bei näherem Hinsehen als BVG-Bus erwies. Und während ich am Lautstärkeregel drehte, um den Lärm zu reduzieren, begriff ich, dass die in Dänemark entwickelte Technologie das Problem nur verlagert, aber nicht gelöst hatte. „Nichts wird sich ändern“, dieser Buchtitel fiel mir ein, während ich eine Feuer-

wehr- oder Polizeisirene zu orten versuchte, die von vorn oder von hinten rasch näherkam, oder bei Geburtstagsbanketten und Podiumsgesprächen Festreden lauschte, von denen ich nur aus dem Zusammenhang gerissene Bruchstücke verstand wie „Hoch soll er leben“ oder „Du bist so alt, wie du dich fühlst“. Erst im Nachhinein stellte ich fest, dass die Hochrufe mir galten und ich Schlafmütze mein Firmenjubiläum, die goldene Hochzeit und den siebzigsten Geburtstag verpennt hatte. Auch Konzerte, Theater- oder Kinobesuche wurden vom Vergnügen zur Qual, die ich, das Hörgerät verfluchend, mit Brummschädel überstand.

Ich mied Jazzklubs, die ich früher gern aufsuchte, um mit den Schuhspitzen wippend den Rhythmus zu akzentuieren und komplizierte Me-

lodien mitzusummen, die ich auf dem Altsaxophon nachspielte: „Night in Tunisia“, „Round Midnight“, „Oleo“. Dazu trank ich Rum mit Eiszwürfeln und rauchte Zigarren, die Hustenreiz auslösten, doch der erhöhte Eintrittspreis und ein kürzlich verhängtes Rauchverbot waren nur Vorwände, um mir nicht einzugestehen, dass ich kaum noch Musikgenuss empfand, da ich aufgrund der Hörschwäche Schlagzeug, Bass und Piano nicht mehr auseinanderhielt: Die Bebop-Phrasen meiner Jugend, als ich Jazzmusiker hatte werden wollen, schnurrten zusammen zu schriller Kakophonie.

Auch sonst hatte mein Leben sich tiefgreifend verändert: Das Autofahren verlor seinen Reiz, weil die Beifahrerin, Frau oder Freundin, mich ständig anwies, hoch- oder herunterzuschalten, und ich nicht mehr mitbekam, ob der Motor aufheulte oder untertourig lief, während tosender Verkehrslärm das Gespräch übertönte. Dabei fällt mir ein, dass auch ich meinen Vater zum Schalten ermahnte, als er am Steuer seines Ford Taunus in den Taunus – nein, das war vor seiner Schwerhörigkeit –, mit dem Ford Fiesta in den Schwarzwald fuhr.

Früher war ich eine Sofa-Kartoffel, die sich erst nach Sendeschluss der ARD von der Couch erhob, jetzt sah ich nur noch Nachrichten, deren gestanzte Sprache sich auch ohne Untertitel erschloss, oder Tierfilme, die mir ohne Ton besser gefielen als mit Kommentaren wie: „Im Herbst ist der Tisch für Wildschweine reichlich gedeckt.“ Mehr und mehr Menschen litten unter Hörproblemen, und nicht bloß öffentlich-rechtliche, auch kommerzielle Fernsehsender boten untertitelte Filme an, sodass ich auf Arte und anderswo Klassiker sah, die ich bei der Premiere versäumt hatte: „Vom Winde verweht“, „Ben Hur“, „Die Katze auf dem heißen Blechdach“.

Und ich erappte mich dabei, dass ich Listen anlegte unter dem Titel „falsch gehört“ und/oder „falsch gelesen“, weil der für Spracherkennung zuständige Roboter, neuerdings KI genannt, in Sportberichten und Talkshows nur Galimathias produzierte: Statt „Mysterium“ hieß es „Ministerium“, statt „Uniformiert“ „Uninformiert“, die „Eifersucht“ wurde zur „Elternsicht“, statt „Kasse“ hörte ich „Café“, und statt „Glienicke“, „Klinikum“: Als wiesen Missverständnisse und Fehler auf eine unterirdische Verwandtschaft der betreffenden Worte hin. Und mehr als das: Es zeigte sich, auf welch dünnem Eis die sprachliche Kommunikation funktioniert oder nicht funktioniert: Richtig und falsch waren nur durch Haarrisse getrennt.

Am Schluss dieser unsystematischen Betrachtung stellt sich die Frage, ob und wie die Schwerhörigkeit und ihre unerwünschten Folgen sich in Philosophie, Kunst und Literatur niederschlugen, von Diderots „Dialogue des sourds et muets“ (auf Deutsch „Taubstummengespräch“) bis zu Schopenhauer, dessen Misanthropie Folge seiner Schwerhörigkeit war. Als bekanntestes Beispiel ist Ludwig van Beethoven zu nennen, der seine Sinfonien im Zustand fortschreitender Taubheit komponierte, nachdem er vergeblich Wunderheiler, Ärzte und Quacksalber konsultiert, unförmige Hörhilfen ausprobiert und verworfen hatte. Das Heiligenstädter Testament vom 6. Oktober 1802, als Beethoven nur noch schriftlich mit der Außenwelt kommunizierte, ist ein beredtes Zeugnis dafür: „O ihr Menschen, die ihr mich für feindselig, störrisch oder misanthropisch haltet, [...] bedenket nur, dass seit sechs Jahren ein heillosen Zustand mich befallen, durch unvernünftige Ärzte verschlimmert, [...] o wie hart wurde ich durch die verdoppelte traurige Erfahrung meines schlechten Gehörs zurückgestoßen, und doch war's nicht möglich, den Menschen zu sagen: sprecht lauter, schreit, denn ich bin taub!“

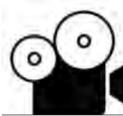
In diesem Zusammenhang ist das 1795, also sieben Jahre zuvor in Wien komponierte Klavierstück „Die Wut über den verlorenen Groschen“ aufschlussreich, das Beethoven als Capriccio im ungarischen Stil bezeichnet: Während die linke Hand wütende Akkorde intoniert, variiert die rechte, von einer Tonart zur anderen hüpfend, eine Melodie, aus der man das Klirren einer fallenden, am Boden sich drehenden Münze zu verstehen meint: hohe Töne, die Beethoven bald darauf nicht mehr hörte, sodass das Stück auch „Die Wut über das verlorene Gehör“ hätte heißen können.

Hans Christoph Buch, geboren 1944, ist Schriftsteller. In diesem Frühjahr wird „Der Flug um die Lampe“ (Frankfurter Verlagsanstalt) erscheinen.

Während der erste Spielfilm von Eran Kolirin – er hieß „Die Band von nebenan“ und folgte einer ägyptischen Militärkapelle, die in einem arabischen Kulturzentrum in Israel auftreten soll, sich aber verirrt und in einem Dorf in der Wüste landet –, während dieses Werk auf vielen Filmfestivals gefeiert und auch hierzulande hochgelobt worden ist, hat man den jüngsten Film des israelischen Regisseurs und Drehbuchautors noch gar so nicht richtig bemerkt. In den Kinos lief er (noch) nicht. In den gängigen Streamingdiensten ist er nicht zu finden. Und die DVD schließlich, die den Film im arabischen Original mit französischen Untertiteln zeigt, muss per Post aus Frankreich geschickt werden. Aber der Aufwand lohnt sich.

Denn „Let there be morning“ aus dem Jahr 2021 ist ein Film, der in den vergangenen Wochen von der Wirklichkeit eingeholt worden ist. Nach dem Massaker der Hamas und dem Krieg in Gaza ist seine Metaphorik mit einer Bedeutung aufgeladen, die bleischwer auf ihm lastet, ohne ihm allerdings den Witz austreiben zu können. Und das ist doch eine Leistung.

Eran Kolirin, der wieder für Regie und Drehbuch verantwortlich zeichnet, erzählt die Geschichte eines israelischen Arabers, der anlässlich der Hochzeit seines Bruders in sein Heimatdorf zurückkehrt – zurückkehren muss, um genau zu sein, weil dem mittlerweile im Osten von Jerusalem lebenden Sami (gespielt von Alex Bakri) nichts fremder ist als sein Dorf, seine Familie, seine Herkunft. Der Dünkel steht ihm ins Gesicht geschrieben, als die Männer seines Clans mit naivem Stolz von dem neuen Job des Cousins berichten, der sogar einen Dienstwagen und eine Krankenversicherung bekommt. Nichts will Sami lieber, als dieses peinliche Miteinander der viel zu jungen Braut mit dem viel zu jungen Bräutigam, die sinnlosen Riten, die ebenso pompöse



Retrospektive:  
„Let there be morning“

## Unter Blockade

Der jüngste Film von Eran Kolirin vereint einen israelischen Regisseur und palästinensische Schauspieler.

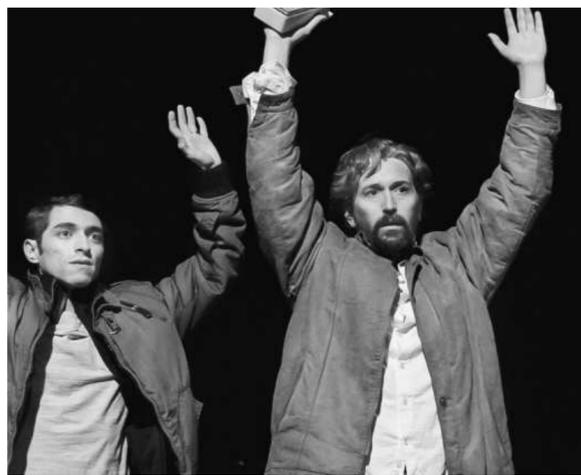
wie billige Zeremonie schnell zu verlassen. Aber auf dem Rückweg in dunkler Nacht ist die Straße plötzlich durch einen Checkpoint versperrt. Warum? Das sagt der israelische Soldat nicht, muss er auch nicht, er hat ja sein Maschinengewehr. Auch ist er vollkommen unbeeindruckt davon, dass Sami sich ausweisen kann, sogar mit einem israelischen Pass. Denn Israel ist in diesem Film, dessen Drehbuch auf dem gleichnamigen, 2006

erschienen Buch des Journalisten und Schriftstellers Sayed Kashua basiert, eine Klassengesellschaft. Und in ihr sitzen die arabischen Israelis zwischen den Stühlen. Das kann bereichernd oder ungemütlich sein (oder beides).

Im Falle von Sami ist es erst das eine, dann das andere – darüber entschieden wird willkürlich an besagtem Checkpoint, der sich in Windeseile zu einer Mauer ausweitet, die sich quer durch das

von Olivenbäumen gesäumte Tal zieht und das arabische Dorf samt seinen Bewohnern von der Außenwelt abschneidet. Jetzt ist das Dorf ein Gefängnis. Es soll Metapher und Wirklichkeit zugleich sein.

In der Absurdität der Willkür steckt viel komisches Potential, das Eran Kolirin in kleinen Szenen ausschöpft, die an der Ausweglosigkeit der Lage nichts ändern, sie aber für den Augenblick erträg-



Sami (Alex Bakri, rechts) mit seinem Bruder (Samer Bisharat) Foto Pyramide Films

licher machen – etwa beim Ladenbesitzer an der Ecke, der bald zwar nichts mehr zu essen, aber noch eine Lichterkette anbieten kann; oder beim Soldaten am Checkpoint, der sich die Zeit arglos mit Gitarrespielen vertreibt, während im Dorf der Strom ausfällt und das Wasser zur Neige geht. Die Handys haben schon lange keinen Empfang mehr. Sami kann seine Chefs in Ost-Jerusalem erst spät erreichen und verliert prompt seinen Job.

„Let there be morning“ ist ein Film darüber, wie sich eine Gesellschaft unter Blockade organisiert, wie sie sich solidarisiert (oder auch nicht). Unter den neuen Umständen verschieben sich die Kräfteverhältnisse sehr schnell. Alte Hierarchien verschwinden, neue entstehen. Sami trifft Abed (Ehab Salami) wieder, den Jugendfreund, den er lange aus Scham verlegen hat. Er verbündet sich mit seinem sonst so gering geschätzten Bruder (Samer Bisharat). Er stellt sich dem „Gemeindevorstand“ entgegen, der in diesem Film als Anführer einer korrupten und kriminellen Bande auftritt – was als keineswegs subtiler Hinweis auf womöglich auch real existierende Spannungen in der palästinensischen Selbstverwaltung gesehen werden darf. Eran Kolirin zeigt sich aufrichtig in seinem Bemühen, Täter und Opfer dort zu suchen, wo sie zu finden sind, und das bedeutet: auf beiden Seiten. Er zeigte sich genauso aufrichtig in dem Versuch, aus „Let there be morning“ einen Film zu machen, der sich jenseits der erzählten Geschichte als Geste der Versöhnung versteht. Mit möglichem Erfolg: Alle Schauspieler sind Palästinenser. Aber alle Schauspieler entschieden gemeinsam, den Filmfestspielen von Cannes fernzubleiben, wo der Film 2021 in der Rubrik „Un certain regard“ antrat – aus Protest gegen die Bezeichnung von „Let there be morning“ als „israelischer Film“.

LENA BOPP